

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Fall Schlütter.

Von Georg von Hassel

Der Dampfer „Manco“ der Liverpooler Booth-Linie hatte mich aus der neuen Welt wieder nach dem alten Europa zurückgebracht. Ungebüßig, wieder die Freuden des alten Europa zu genießen, ging ich schon in Le Havre an Land, und der Mittagszug brachte mich nach dem Paradies der südamerikanischen Europafahrer, nach Paris. In den langen Jahren, die ich in den Feinen, nichts weniger als angenehmen, oft nur improvisierten, aus Bretterbuden bestehenden Minenorten der neuen Welt verbracht hatte, war immer mein ständiger Trost: „Nach einigen Jahren des Aushaltens und Entbehrens erhältst du den Lohn, du kannst dann mit vollem Geldbeutel die Freuden Paris' und Berlins genießen.“ Nun stand ich auf dem Pflaster des so viel gerühmten und so viel belästerten Seinebubels und ließ um mich herum das bunte, geräuschvolle und leichte Pariser Leben fluten. Doch die Bogen in diesem Meer von Vergnügungen weckten in mir kein Mitschwingen. Ich fand keinen Genuß an dem so abwechslungsreichen Pariser Leben.

Dir fehlt das Berliner Leben, philosophierte ich. Der deutsche Humor, die deutsche Gemütslichkeit fehlen dir; darum auf nach Berlin.

Nachdem ich vierundzwanzig Stunden vorher auf dem Boulevard des Italiens gestanden hätte, spazierte ich jetzt auf der von Licht übersuldeten Friedrichstraße umher. Doch auch das Leben der deutschen Großstadt reizte mich nicht. Die tausend Freuden und Annehmlichkeiten des Berliner Lebens befriedigten mich nicht und veranlaßten mich nicht zum Mitgenießen. Als ich des Nachts in meinem bequemen, luxuriös eingerichteten Hotelzimmer saß, überkam mich eine große Beere, eine Verlassenheit, wie ich sie noch nie in meinem Leben gefühlt hatte; auch dort nicht, wo ich in den Fieberkämpfen des südamerikanischen Urwalds allein und verlassen, krank und elend, daniederlag. Nun war ich inmitten der deutschen Großstadt mit allen ihren Freuden und war doch selbst so freudlos. Wie kam das? und langsam dämmerte die Erkenntnis auf: „Du bist alt geworden. Die Freuden, die dir so bunt und lodend in der Jugend erschienen sind, sieht beim alternden Auge grau und schal. Du bist an Geld zum Genießen reicher, aber an Aufnahmefähigkeit zum Genießen ärmer geworden.“

Im nächsten Morgen stand ich mit meinem Handkoffer wieder am Bahnhof. Im rüttelnde Zuge fuhr ich der Vaterstadt entgegen. Dort hoffte ich halt in meiner großen Verlassenheit zu finden. Ein Mittelstadtblindling lag vor mir, als ich den Bahnhof meiner Vaterstadt verließ. Alles war mir bekannt, genau so, wie ich es vor vielen Jahren gesehen hatte, als ich noch als Junge die Straßen durchstreifte, und doch, wie ich näher hinsah, alles fremde Gesichter und Gestalten, und dort, wo das alte kleine Haus inmitten eines ebenso alten Gartens stand, steht jetzt eine hohe Mietskaserne und daneben auf unserem früheren Spielplatz eine rauchende Fabrik.

„Wohin wollen Sie,“ fragte mich der Droschkentischer. Ja, wohin; die Lieben meiner Kinderzeit waren alle, alle ausgewandert in das Land, welches wohl ewig unbekannt bleiben wird. In meinem Gedächtnis fand sich nicht ein einziger Name eines Freundes, dessen Hiersein mir verbürgt wäre. Doch, Schlütter, mein Freund Adolf, Juwend-, Schul- und Studienfreund ist hier. Ich erinnerte mich an seinen Brief, den ich vor zehn Jahren erhalten hatte, in welchem er mir schrieb, daß er, durch eine kleine Erbschaft begünstigt, seine Stellung als Chemiker habe aufgeben können und sich in demselben Hause, wo seine Eltern früher wohnten, ein Laboratorium einrichten habe, in dem er seinen Problemen, seinen Erfindungen lebe. Hier bei diesem Freunde werde ich mein Gleichgewicht werde ich Anklänge an die längst verrückte Jugendzeit wiederfinden. „Also, mein lieber Koffelkater, zu Doktor Schlütter, Burastraße 15.“

Richtig, richtig, es ist noch dasselbe bekannte Gebäude. — Aha, dort ist sicher auch das Laboratorium, die hohen Fenster und das Oberlicht zeigten dies an; früher, zu meiner Zeit, war dies nur ein Schuppen ohne Fenster. Nein, es ist doch kein Laboratorium, sondern eine Tischlerwerkstatt. „Guter Tag, Meister, wo wohnt Doktor Schlütter?“ Der so Anorede legte die Säge nieder. „Doktor Schlütter? Ja, das weiß ich nicht, wo der ist das weiß hier niemand, das weiß selbst die Polizei nicht.“ — „Aber er hat doch hier gewohnt?“ frug ich. „Ja, das hat er, hier, wo ich jetzt sitze, da hat er seine Werkstatt gehabt, aber die hat er eines schönen Tages in die Luft gesprengt und ist auf und davongegangen. Wohin? das wissen die Götter,“ setzte er abschließend hinzu. „Wissen Sie,“ sagte

er nach einigem Nachdenken flüsternd, während ich ratlos dastand, „der Doktor soll falsches Geld gemacht haben. Gefunden haben sie zwar nichts. Es muß aber trotzdem an der Geschichte etwas Wahres sein, denn er ist Hals über Kopf nach der Explosion hier verschwunden.“

Kopfschüttelnd ging ich vor dannen. Schlütter, ein Fälschmünzer? Ausgeschossen! Traurig schritt ich dem Polizeiamt zu. Also auch der einzige Gefährte meiner Jugendzeit weiß nicht mehr in den Mauern meiner Vaterstadt.

„Hm,“ meinte der Polizeibeamte. „Sie wollen Auskunft über den Fall Schlütter? Ganz recht ich erinnere mich; sonderbarer Fall. Kriminalkommissar Günther hat diesen Fall bearbeitet, der kann Ihnen ausführliche Auskunft geben. Zimmer 6, im Korridor links. Guten Tag!“

Eine Minute später stand ich vor dem Kriminalkommissar Günther. Derselbe machte nicht den Eindruck eines Geheimpolizisten, sondern vielmehr den eines Gelehrten. Nur die Augen zeigten, trotz der Milderung durch die dunklen Brillengläser, lebhaften Temperament und Energie. Auch sein Betragen war mehr das eines Privatgelehrten als das eines Beamten. „Bitte, nehmen Sie Platz. Mit was kann ich dienen?“

Fragend sah ich den Kriminalkommissar an. „Ich werde Ihnen den Fall Schlütter an der Hand der Akten darlegen. Ehe ich dies jedoch tue, will ich Ihnen eine Erklärung geben. Herr Doktor Schlütter war kein Geldfälscher. Er hat in keiner Weise gegen das Gesetz verstoßen, sondern im Gegenteil, Doktor Schlütter war einer der wenigen, die sich bestreben, die Menschheit auf dem Wege des Fortschrittes weiterzuführen. Er verdiente, daß man ihm Denkmäler setzte.“ — „Dann ist er tot?“ frug ich. „Ja, Doktor Schlütter ist tot, wie es nur ein Mensch sein kann,“ nickte der Kriminalist.

„Offiziell ist er nur verschwunden. Sein Tod läßt sich nicht nachweisen. Bitte hören Sie. Wir bekamen vor ungefähr zwei Jahren aus der Hauptstadt die Nachricht, daß dort viel falsches Geld in Umlauf sei. Man mutmaßte aber, daß die Geldfabrik in einer kleinen Provinzstadt liege. Wir stellten hier vorsichtsmäßig unsere Nachforschungen an. Eines Tages meldete mir einer unserer Agenten, daß im Hause Burastraße 15 ein Doktor Schlütter ein Laboratorium besäße, in welchem er geheimnisvolle Arbeiten verrichte. Niemand wisse, mit welchen Personen sich Doktor Schlütter befaße, da niemand, auch kein Dienstmote, in das Laboratorium hineingelassen werde. Wir beobachteten Herrn Schlütter und fanden, daß er jeden Morgen einen einstündigen Spaziergang längs des Stadtwalles mache. Während einer dieser Spaziergänge öffneten wir mit Nachschlüssel die Tür des Laboratoriums und untersuchten dasselbe. Auf den ersten Blick sah ich, daß es keine Fälscherwerkstatt war. Doktor Schlütter beschäftigte sich mit dem Studium der Radiumaktivität. Ich fand von Doktor Schlütter verzeichnete Änderungen des Radium-Atommodells, und seine Bibliothek enthielt fast alle auf die Atomtheorie bezügliche Literatur aller Sprachen. Selbstredend schloß ich sofort die Akten, und die Sache war beendet, umso mehr, da einige Tage später nach der Untersuchung des Schlütter'schen Laboratoriums die Nachricht eintraf, daß die Fälschmünzerwerkstatt in der Hauptstadt selbst aufgefunden worden war.“

Es waren wohl zwei Monate später, da meldete derselbe Geheimagent, dem die Ueberwachung des Herrn Schlütter übertragen worden war, daß doch mit diesem Herrn etwas nicht in Ordnung sein müsse, denn er habe kein Laboratorium in die Luft gesprengt und wäre entflohen. Ich ging sofort nach dem Tatort. Die Tür des Laboratoriums war geschlossen; wir öffneten. Gegenüber der Tür befand sich in der Mauer ein kreisrundes Loch von etwa zwei Meter Durchmesser. Im ganzen Zimmer war alles wie bei unserem ersten Besuch. Nur der Tisch dem Loch gegenüber hatte eine Menne von zerhackten Apparateilen. An der Wand, wo jetzt das Loch war, stand früher das Bett des Doktor Schlütter. Es stand auch jetzt noch ein Teil dieses Bettes da, aber nur ein Teil, der außerhalb des Loches lag. Die Explosion hatte also alle Gegenstände, die in ihrem Aktionsradius lagen, wie mit einem Messer zerhackt. Kein bekannter Sprengstoff hatte eine derartige Wirkung. Die Kleidungsstücke des Herrn Doktor Schlütter, die er täglich trug, lagen auf einem Stuhl am Fußende des Bettes, und vor diesem Reste des Bettes lag der Pantoffel des linken Fußes, während der rechte Pantoffel nicht aufzufinden war. Kein Mensch hatte Herrn Schlütter ausgehen sehen, und doch war er verschwunden. Das, was ich Ihnen bisher mitgeteilt habe, ist die amtliche offiziellen Darstellung des Falles. Nun will ich Ihnen meine persönliche Auffassung bezüglich

des Falles Schlüter mitteilen. Zur Erklärung muß ich folgendes vorausschicken: Ich habe mehrere Jahre Physik und Chemie studiert, und zwar aus eigenem Antriebe und aus Liebe zur Sache. Umstände veranlaßten mich dann umzufahren. Aber auch in meinem jetzigen Beruf brachte ich immer den wissenschaftlichen Problemen großes Interesse entgegen. Nun meine Ansicht: Herr Doktor Schlüter beschäftigte sich mit dem Problem der Zertrümmerung der Atome. Die Nacht vor seinem Verschwinden hatte Doktor Schlüter in seinem Laboratorium bis zum Morgen gearbeitet, wie dies die Nachbarn bezeugen, die die Fenster des Laboratoriums erleuchtet gesehen hatten und den Schatten des Doktor Schlüter an denselben beobachten konnten. Die Experimente schienen bis zu dem fröhlichen Tage nicht gelingen zu sein. Doktor Schlüter hatte sich nach der durchwachten Nacht zu Bette gelegt. Er scheint sich aber mit dem Problem trotzdem weiter in Gedanken besetzt zu haben und es hat sich ihm wohl eine neue Lösungsmöglichkeit gezeigt. Er hat sich in seinem Bett aufgesetzt und an den Apparaten, die auf dem vor seinem Bett stehenden Tische standen, herumhantiert, um die in seinem Kopfe aufgelauchte Möglichkeit auszuprobieren. Das Experiment gelang, aber mit einem für den Erfinder verhängnisvollen Resultat. Die ungeheure Energetikeruna, die auch bei der kleinsten Menge des verwendeten Materials existiert, scheint sich bei der Zertrümmerung der Atome nicht nach allen Seiten, sondern nur nach einer Seite auszudehnen, und auf dieser Seite stand, zu keinem Unglück, der Erfinder. Die Atomenergie löste die in ihrer Bahn liegenden Apparate, den Erfinder, Teile seines Bettes und die Mauer des Laboratoriums in ihre Bestandteile auf. Herr Doktor Schlüter ist ein Opfer seiner Forschungen geworden.

(Der Verfasser läßt eine Reihe fesselnder Skizzen — von denen diese eine Probe ist — aus der Welt der Erfinder und Forscher im Selbstverlag, Friedemann, unter dem Titel „Der Untergang New Yorks“ erscheinen.)

Anton Bruckner.

Von Kurt Singer.

Es ist Zeit, daß Bruckner der Unsere werde. Der ganze Anton Bruckner, mit der wunderbaren Kindlichkeit eines Lebens und der atemberaubenden Kraft seiner Kunst, mit dem unerhörten Drang nach innerem Abschluß, feilscher Vollendung und dem Ertrag dieser Kraftlosigkeit: dem aufwühlenden Chaos eines Allegro, der Verklärung seines Adagio und der fasten Beschwingtheit seines Scherzo. Der ganze Bruckner soll unser werden. In einigen Monaten trennen uns hundert Jahre von seinem Geburtstag; noch nicht dreißig Jahre ist er tot, und doch ist's, als gehöre er der Epoche Allergrößter an, die nicht mit uns allen auf Erden weilten. Weltenferne Größe, übermenschliche Erhabenheit: fassen wir nicht, wenn sie uns auf ebenem Wege begegnet. Bruckner war der Einfachsten, der Ursprünglichsten einer; ein Mensch unter Menschen; und so mußte der Große, dessen Geist in Sternenhöhen träumte, als Künstler verkannt werden, unterschiedlos in einer Menge untertauchen. Die Welt, die am Beispiel Richard Wagners soeben noch den bitteren Fluch des Verkennens und Ablehns erfahren hatte, suchte schon ihr zweites Opfer. Und das war wehrlos, vertrauensvoll, ängstlich mit jedem Wort; ihm stand nicht das Pathos der geschulten Rede, nicht die Wucht oder die feine Spitze literarischer Federtkunst zu Gebote, er hatte nicht Panzer und Visier, wie seine Brüder im Reiche der Musik Schumann, Berlioz, Wagner. Schlicht wendete er steinige Pfade, schaute nach oben, wo Göttergötze winkten, aber nicht zur Seite, wo ihn der Stoch eines Passanten stoßen, der Schlamm der Gasse hätte treffen können. Die göttliche Einsicht des Genius zitterte vor dem Hauch des Mobs. Göttliche Einsicht. Vernunft wollen wir an dem Leben dieses Mannes, das in allen Einzwängungen und Hemmnissen von der schöpferischen Urkraft des Künstlers kein Winkeln abbiegen konnte. Lernen von der Armut dieses Dorfschullehrers, der sich durch Not und Entbehrung hindurch das Herz für den Himmel und die Seele für Gott bewahren, steiflos erhalten konnte. Lernen von der maßlosen Strenge gegen sich selber mit welcher er, ein Meister unter Meistern, sein eigenes, selten-reiches Rüstzeug prüfte und erprobte, bis er, ein Gereifter an Jahren und Erfahren, sein erstes Werk der Welt schenkte. Wo ward in der Geschichte der Kunst solch Beispiel noch gesehen? Wir wollen es nicht als das Natürliche in dem Schaffen der Genialen ansehen; wir befähigen sonst kaum eine Note von Mozart, Schubert, Hugo Wolf, könnten Mendelssohn, Chopin nicht, es fehlte unserer Literatur das wundervoll Gärrende, üppig Lodernde, an Kräften überreich Spendende junger Meisterjahre. Aber unsere raschlebige, mit Werk und Vollendung so schnelle Zeit soll dieses Beispiel Bruckner mit tausend Augen sehen und bewundern; soll staunend erkennen, wie ein Großer um die Kunst gerungen hat, wie er sein Herz und sein Fühlen der Menschheit erst offenbarte, als es geklärt, rein, in sich selber zum Höchsten vollendet war. Wer so wie Bruckner auf den Knien lag vor der Göttin der Kunst, der verdient, daß man ihn auch als Menschen immer wieder heraushebt aus der Reihe der Ueberragenden in der Musik. Sein menschliches Wesen, bar aller Poesie, drängte nach Musik als Ausdruck höchster Besinnung. Die Einfältigkeit des Mannes wurde Vielfältigkeit in der Kunst. Keine Zerstückelung entkräftete ihn; nur so erreichte er, nur so wurde ihm jene abgekürzte Einheit des Künstlers, des Schaffenden, nur so wurde ihm der Stil der das Gebirgs-Rednerische, das Wirkungsvolle des Wortes an sich verabscheute, wenn es nicht das Innerste, das Wesentlichste der Musik wiedergab. Ein Einzelner,

ein Eigener, ein Freiheitlicher, das war Bruckner. Sein Ziel: Gott. Sein Herzzentrum: Frömmigkeit. Er küßte die Orgel, auf der er spielte. Sein Werk war „eine Welt unter dem Auge des Himmels“.

(Aus unseres Musikkritikers Beitrag zu Bruckners 100. Geburtstag: Bruckners Chor Musik. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.) Die feinsinnige und von starker Gefühlswärme getragene Analyse der Chorwerke des großen Österreichischen Musikers läßt eine Lücke in der Literatur aus. Als Chorleiter konnte Dr. Singer aus der Provinz schöpfen.)

„Mistera“, der Pavian.

Von Hans Anton Aschenborn.

„Affen sind auch Menschen, und sie könnten sicher sprechen, wenn sie wollten. Nur tun sie es nicht, damit der weiße Mensch sie nicht zur Arbeit einstellt,“ sagte Cassupi mit einem vorwurfsvollen Blick, als er mir „Mistera“ vorstellte.

Der kleine Pavian stieß die Lebenswürdig die Zähne, so, als ob er den Sinn dieser Rede voll und ganz begriffen habe.

Cassupi, mein Treiber, und ich wurden bald handelseins. Er erhielt einen Beutel Tabak und eine alte Reithose, und damit ging Mistera in meinen Besitz über. Mistera klingt weiblich, soll es aber belleibe nicht sein. Das a hängen die Eingeborenen jedem ihnen fremden Ausdruck an. Mistera kommt also von Mister gleich Herr. Und diesen Namen hatte Cassupi dem Affchen gegeben, da es viel Ähnlichkeit mit einem gewissen Herrn der Nachbarschaft haben sollte.

Bevor Cassupi mit seiner Hose abzog, gab er mir noch den guten Rat, ja acht zu haben, denn die alte Affin würde Mistera sicher besuchen kommen.

Er band den Kleinen mit einer dünnen Hundekette an einen der Pflaumbäume, die ich ums Haus gepflanzt hatte, und ging hochbeglückt über den guten Tausch zu seiner Hütte. —

Wir hatten schon viel von dieser Bande Paviane zu leiden gehabt, die häufig plündernd unseren Garten heimsuchte. Besonders in der heißen Zeit, wenn das Wasser in den Bergen zurückging und austrocknete, kamen sie oft — fast regelmäßig — an unsere Viehtränke, die in einer kleinen Entfernung vom Hause unten am Rivier lag.

Der junge Pavian führte sich zuerst ganz artig auf, bekam aber doch am gleichen Nachmittag seinen landesüblichen Pfahl auf den Hof gepflanzt mit einer Riste zum Ankerziehen darauf, da er schon in der ersten Stunde die ganze Rinde des Baumstammes, an das ich ihn gebunden, abgerissen hatte. Seine dünne Kette war an einem Gurt, der um seine schlanken Hüften lief, befestigt. Zu Anfang machte diese dem kleinen Mann Schwierigkeiten, aber bald entwirrte er Schleifen und Knoten mit einer staunenswerten Beilichtigkeit. Nachte er seinen Spaziergang um den Pfahl, so faßte die eine Hand die Kette ein Stück näher dem Pfahle an, so daß sie wie eine Schleppe nebenher schleifte. Eine gute Vorsichtsmaßregel, damit er bei seinen Sprüngen den Rud der Kette mit der Hand aufging.

Er war furchtsam, denn sobald man ihm zu nahe kam, zog der kleine Kerl die Lippen in die Höhe, stieß die Zähne, stieß ein eigenartiges Schnattern aus und war im nächsten Augenblick in seiner Riste verschwunden.

In der ersten Nacht, die Mistera auf der Farm verbrachte, schlug die Hunde verschleudertlich an, oft hörte ich sie sogar laut halbsingend davonjagen. Als ich dann am anderen Morgen den Boden nach Spuren untersuchte, um die Ursache dieser nächtlichen Ruheförderung festzustellen, fand ich unweit vom Hofe im Busch die Fährten eines großen Affen. Das war sicher die Frau Mutter gewesen! Diese Liebe rührte mich, und so legte ich für die folgende Nacht die Hunde jenseits des Hauses fest, damit die Alte ungestört Mistera ihren Besuch abwarten konnte.

Abends nach Sonnenuntergang setzte ich mich auf die Veranda, um von dort das Stelldicheln beobachten zu können. Die Dämmerung mäht nur kurz in Afrika, und so mochte kaum ein halbes Stündchen vergangen sein, als auch schon die ganze Farm in Dunkel gehüllt dalag. Nur die Sterne glitzerten und erhellten den sandigen Boden so weit, so daß ich jedes Tier, das seinen Weg zu dem Pfahl nehmen wollte, sehen mußte.

Ich mochte nicht lange so gewartet haben, da klang ein leises „öff—öff“ von drüben aus dem Busch zu mir herüber. Mistera antwortete nur durch ein leises Brummen, und schon huschte auch ein dunkler Schatten in langen Sprüngen über den Hof: die Alte. Mit leis raschelnder Kette kletterte Mistera seinen Pfahl hinunter, wo die Mutter ihn erwartete. Hin und wieder klickte leise die Kette. Mit der Zeit wurde das Geräusch stärker, obwohl sich die beiden nicht vom Fleck bewegten. Ob die Alte es wohl fertig bringen würde, diese dünne Kette durchzureißen? Ich war überzeugt, daß diese Bemühungen die Ursache des Klirrens war.

Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein. — Unaufhörlich klickte die eiserne Fessel. — Da stapfte die Alte davon — das Kleine hinterher — aber schon war auch die Kette zu Ende und Mistera rief zappelnd nach der Alten. Die Hunde sinen an zu blaffen, — aber beruhigten sich als sie nichts weiter hörten. Nun suchte die Affin an der Drahtkette entlang, bis sie an eine bestimmte Stelle gekommen zu sein schien. Zerrte mit den Händen, knackte auf dem Eisen mit dem unendlich starken Gebiß. Da brach die Kette, und Mistera war frei.

In wilden Sätzen eilten sie über den Sand die Felsen hinauf, das Kettenende schlug klirrend gegen die Felsen und weckte die Hunde, die wütend hinterherheulten.

Als am nächsten Tage Mutter und Sohn mitten zwischen der anderen Gesellschaft, felig vereint, hockten, versuchte ein Altersgenosse Mistera, ihn an der Kette herumzuzerren. Die Alte hatte gerade einen größeren Stein umgewälzt, einen Skorpion gefasst und ihm mit einem Ruck den giftführenden Stachel abgerissen — als sie sich wütend nach dem kleinen Störenfried umwandte, und ihn derart gaulte, daß er laut schreiend in großen Sätzen auf den nächsten Felsblock sprang. Doch fürte ein derartiger Zwischenfall natürlich die Gemütslichkeit des fröhlichen Volkes nicht. Derartige Neckereien waren an der Tagesordnung.

So war für eine Weile der Friede wieder hergestellt, und die Affen suchten weiter nach ihrem Futter. Ontjes (Zwiebeln) wurden herausgebuddelt und Jagd auf Käfer und alles kriechende Getier gemacht.

Es war nach dem Mittagsschläfchen, die Sonne glühte auf die Felsen, da kletterten sie särmend unweit des Wassers auf einen Klippenhügel. Die Alte kante auf der Kette herum, um ihr Kleines von ihr zu befreien. Da kam Aubaas, der alte mächtige Padian, auf allen Vieren angewandelt und machte der Frau Mutter seine Liebesanträge. Entsetzt sprang Mistera davon und aucte dann aus einiger Entfernung neugierig herüber, ob die Mutter ihm nicht solten würde. Doch ihr schlen die Freundlichkeit des alten Herrn nicht unangenehm zu sein.

In der folgenden Zeit fühlte Mistera sich etwas vernachlässigt, denn der Aubaas hatte seine Mutter völlig mit Beschlag belegt und so schlefte er häufig sein Kettenende allein abseits von den anderen durch den Busch. So auch am späten Nachmittag eines heißen Tages, als das ganze Volk zum Wasser hinab ins Tal zog. Mistera sprang gerade eine steile Felswand hinab, da hatte die Kette in einem Gesteinsriß fest. Einen Augenblick schwebte er so jümmerlich schreiend frei in der Luft, doch anankte er sich mit seinen vier Händen wieder hinauf und bei seiner Geschicklichkeit hatte er die eingeklemmte Fessel bald refest. Er riß und zerrte sie nach allen Richtungen, bis sie endlich nachgab.

Weiter unten wandelte schon die liebe Verwandtschaft talwärts, und ellends kletterte er nach. Da plötzlich erblickte er die grünlich schimmernden Augen eines Leoparden dicht vor sich aus einem vertrockneten Bulschgewirr heraus. Bunt kresselte Mistera um Hilfe, stüchtete in Bindeseile über die Felsstrümmen. Der Leopard in ein paar Sätzen hinterher. Einen Augenblick hatte er beim Klirren der Kette gestutzt, doch im nächsten Sprunge packte er den jämmerlich klagenden Kleinen am Nacken.

Die ersten Hilfschreie ihres Spröcklings hatte jedoch die Mutter gehört, und war auch sofort mit unstaublicher Schnelligkeit bergwärts gesprungen. Aubaas fand einen Augenblick verdußt, da er wollte von neuem das jämmerliche Rufen von oben ins Tal herab. Jörnig schimpfend kletterte der Alte der ganzen Sippschaft nach, die nun bereits weiter oben die Felsen hinaufeilte.

In dem Augenblick aber, da der Leopard den Kleinen, der sich mit aller Macht gegen den übermächtigen Geaner zu verteidigen suchte, niedergedrückt hatte, sprang ihm auch schon die Mutter wutschreiend auf den Rücken. Bobrte ihre Finäer dem Raubtier in die Augen und biß ihm tiefe Wunden ins schöne Fell. Während die Affen nun so mit dem Leoparden um ihr Junars kämpfte, arbeitete sich Mistera unter keinem Feinde heraus und froch zu den Genossen. Die in einigen Schritten Entfernung, ihren heifern Schlachtruf ausstehend, den Kampfplatz umstanden. Immer mehr der Affen kamen heron. Jetzt hatte der Leopard die Alte abgeschüttelt und unter sich gedrückt. Die sich nun fest in seiner Kehle verbist. Da sprang wiederum Mistera in Todeserachtung auf die hunte Rahe zu, und, wie es bei Massen meistens nur eines Anstoßes bedarf, so fielen die braunen Gestalten mit dem blendenden Gelb und den lauen Armen alleamt über den Räuber her. Sogar der Aubaas machte mit.

Ein Betßen, Schreien und Loben beann, daß das ganze Tal widerhallte. Für einen Augenblick konnte der Leopard wohl hin und wieder die wilden Beroelster abschütteln, aber der Sprung in die Freiheit gelang ihm nicht mehr. Bald lag er als eine blutige zerrissene zuckende Masse unter dem noch immer wild tobenden Affenvolke.

Mancher Affe lag zerstückert vom Krankenbief tot im Grafe. Mancher leckte sich die schmerzlichen Biß- und Kratzwunden aus. Hinter einem mächtigen Felsblock aber hockte die Mutter allein mit ihrem kleinen Mistera im Schoß, dem ein Krankenbief den Leib zerrissen. Wie schloß lag er in ihren Armen blickte noch einmal mit keinen menschlich schmerzgefüllten Augen zu ihr auf, streckte sich dann — und der kleine tapfere Kerl, der seiner Mutter das Leben rettete, hatte ausgelebt.

(Aus der bereits besprochenen Sammlung afrikanischer Geschichten „Satan“, Koanische Verlagshandlung, Stuttgart.)

Vom „goldenen Schnitt“.

Von R. H. Franck.

Wenn man von den ältesten Geröden, welche die Menschheit kennt und die in den Steinrädern über Höhlenresten vergangener Jahrtausende dem Tag ihrer Auferstehung entgegenharrten, bis zum Kunstgewerbe der Gegenwart die verschiedensten Erzeugnisse der

Menschenhand in ihren Mahen miteinander vergleicht, kann man unmöglich eine ihnen ollen, mehr oder weniger gemeinsame Eigentümlichkeit erkennen. Hande es sich nun um keramische Erzeugnisse der Urzeit, um Schalen, Basen, Kannen oder um Truben, Möbel, Hämmer, Aexte oder Geiaen und Schmucksachen, oder um Werke der Baukunst und deren Einzelheiten wie Giebel, Schornsteine, Türen, Fenster oder Säulen und Pfeiler.

Es gibt unter diesen Erzeugnissen und Werken bekanntlich sehr verschiedenwertige. Solche, die man als häßlich ablehnt und wieder andere, die in der Seele den Eindruck des Schönen erwecken. Handelt es sich dabei um Gebrauchsgegenstände, so wird jener, der mit ihnen Bescheid weiß, uns auch regelmäßig verschern, gerade die schönsten Geräte seien im Gebrauch auch die geeignetsten und zweckmäßigsten.

Unbewußt verlangt eben unser Auge in allen Dingen nach einem gewissen Maß und findet das gefällig. Unser Körper ist daran angepasst. Gegenstände, die es verwirklichen, z. B. die Handwerksgeräte der Tischler oder Zimmerleute, die Ziegel des Maurers, die Akten des Schreibers, das Briefpapier, das Format der Umschläge oder der Postkarten, Bücher und Schachteln, die Tische an denen wir sitzen, die Türen durch die wir aus- und eingehen, die Fenster, sie alle gehen uns „leicht zur Hand“, man „kennt sich mit ihnen aus“, man findet sie „praktisch“, wenn sie dieses Maß verwirklichen, das nichts anderes als das Maßgefes unseres eigenen Körpers ist.

Seit altersher ist das bekannt als das Geses des „Goldenen Schnittes“ aber wenn der bekannte Leipziger Graphiker R. Engel-Hardt in einem soeben erschienenen Werke*) unter besonderer Beziehung auf das Buchgewerbe, aber für jeden Gewerbetreibenden, versucht, einmal alles zusammenzufassen und es auch aus Eigenem zu durchdenken, was das Wissen um den „Goldenen Schnitt“ dem menschlichen Schaffen bisher schon genügt hat, so wirkt es trotzdem geradezu überwältigend, als wäre eine umstürzende Wahrheit nun zum erstenmal ausgesprochen. Von da ab versteht man es, warum der Goldene Schnitt als die schönste Proportion erscheint. In Zahlen ausgedrückt, wird dieses Verhältnis wie das von 5:8, ganz genau wie das von 1:1,618 angesehen. Das heißt, wenn ein Buch eine Maßeinheit breit ist, so muß es 1 x 1,618 hoch sein, um seine gefälligste Formwirkung zu erreichen. Man hat nun auch die Naturdinge, den Bau der Blätter, die Verhältnisse der Blüten, die Größe der Schmetterlinge oder der großen Tiere in ihren einzelnen Teilen, die Proportionen der Kristalle, die Verteilung der Gestirne im Weltraum, auch jene der Farben in den Gemälden oder die Schwingungen der Saiten in Musikwerken nachgeprüft. Und immer fand sich das gleiche. Harmonisch, schönwirkend, gefällig, unseren Geist bestriedigend, sind immer nur die Gebilde, die Töne, die Naturdinge und die Kunstwerke, die dem goldenen Maßverhältnis entsprechen. Die Natur wirkt als Ganzes nur deshalb so entzückend, beruhigend und vollendet auf die Menschenseele, weil sie unser eigenes Geses, den Goldenen Schnitt, widerspiegelt.

Harmonie ist für uns das Weltgeses und harmonisch trachtete der Mensch von jeher seine Umwelt vom größten bis ins kleinste zu gestalten, schon in Fellen und bei Völkern, denen das noch nicht bewußt war. Die ganze Kunst war in langen Jahrhunderten darauf gerichtet, diese Harmonisierung der Welt zu vollenden, indem sie dem Ideal des Schönen nachstrebte. Sie wollte damit das Menschengeschlecht mit Werken umstellen, die das Weltgeses in seiner Vollendung verkären und zum Gefühl bringen. Es hat sich sofar herausgestellt, daß eines der wesentlichsten „Bauhüttengeheimnisse“ der mittelalterlichen Baumeister, Maler und Handwerker, das sie getreulich von Geschlecht zu Geschlecht weitergaben, nichts anderes als die Kenntnis vom Goldenen Schnitt gewesen sei. Die ihnen als Grundlage des Erfolges in ihrer Kunstfertigkeit diene. Und das von vielen Vögen auch heute noch verehrte „Pentagramm“ ist schließlich auf diesem Weg nichts anderes als das tatfächlich durchaus mit Recht heilig gehaltene Symbol eines Weltgeses.

Das gesamte Handwerks- und Kunstschaffen als solches ist mithin ein Weg zu dem Richtigen.

Handwerk und Kunst, Arbeit und Streben nach Verklärung des Seins sind also beides Wege, um dem Menschen die erhabenste aller Einsichten: die Harmonie als den Schlüssel des Verständnisses für sein innerstes Wesen erreichen zu lassen. Darum war Arbeit und Kunst auch stets ein Mittel, um verirrte und enartete Menschen und Völker auf den richtigen, lebensfördernden Weg zurückzubringen. Und es ist im tiefsten Sinn berechtigt, wenn beide von jeher von dem Empfinden wahrhaft verkürt und geheilt wurden. Man hat ein wohlverworbenes Recht, nicht nur von der „ästhetischen Kunst“, sondern auch von der „sittlichen Arbeit“ zu sprechen. Wer arbeitssam ist, kann nie sinken; er muß zu allem Guten und Richtigen des Lebens kommen; man man auch einen lauen und beschwerlichen Weg gehen, man wird doch eines Tages bei der großen Harmonie des Seins und damit bei der Erkenntnis des Weltgeses landen.

So läßt sich aus der Einsicht vom Wesen des „Goldenen Schnittes“ eine ganze Philosophie der Arbeit aufbauen und das ist vielleicht der beste Wert, der dem merkwürdigen und überaus lehrreichen Werk Engel-Hardts zukommt.

*) R. Engel-Hardt, Der Goldene Schnitt im Buchgewerbe, 2. Aufl. Leipzig, 1923.

Wissen und Schauen

Ein Land ohne Friedhöfe. China besitzt eine ausgesprochene Ahnenverehrung und daher auch einen hochentwickelten Totenkult. Um so merkwürdiger ist es, daß das Land der Mitte Friedhöfe in unserem Sinne als künstlich geschaffene Anlagen nicht kennt. Es gibt hier nur Naturfriedhöfe, die bald aus einzelnen, bald aus mehreren Grabstätten bestehen und einen sehr merkwürdigen Eindruck machen. Im neuesten Heft der „Garten-Schönheit“ schildert Camillo Schneider diese chinesischen Friedhöfe, die eigentlich keine Friedhöfe sind. „Bei meinem Aufenthalt in Westchina“, schreibt er, „suchte ich die Begräbnisstätten der Chinesen kennenzulernen, aber während der ersten Zeit habe ich überhaupt keine Begräbnisplätze gefunden. Ich suchte umsonst danach in der Umgebung der Dörfer und Städte. Dann plötzlich begegnete ich an schönen landschaftlichen Punkten, wo ich dergleichen nicht erwartet hätte, Einzelgräbern oder großen Grabanstellungen. Bevorzugte Plätze scheinen Berghänge oder hügelige Gelände zu sein, die Aussicht auf ein Frühlingsbald bieten. Die Gräber finden ihre Stätte direkt in der Landschaft und werden in keiner Weise besonders umgeben oder gepflegt. Sie sind sehr verschiedenartig geformt und können hohen künstlerischen Wert haben, wie etwa die berühmten Kaisergräber bei Peking. Im fernsten Westchina, das keine so hochentwickelte Kultur aufweist, sind die Grabstätten meist einfach. Gerade die ältesten, denen ich begegnete, zeigten die einfachsten und dabei schönsten Formen, sind jedoch fast immer vom Zahn der Zeit zernagt und durch darauf angesiedelte Pflanzen verdeckt oder zerfrennt. Auch die neuen Gräber tragen keinen lebenden Blumen Schmuck. Nur künstliche Blumen findet man wohl gelegentlich, Papierfahnen und dergleichen; die Grabstätten der kaiserlichen Familie allein sollen auch mit lebenden Blumen geschmückt werden.“

Trotzdem die landschaftliche Lage dieser überall verstreuten Gräber manchmal sehr schön ist, erfolgt die Auswahl doch keineswegs nach ästhetischen Gesichtspunkten. Der Platz wird vielmehr durch sojan. Zauberer ausgesucht, die oft lange Zeit, mindestens drei Wochen, brauchen, um zu ermitteln, an welchem Orte der Tote vor dem Einfluß von Geistern und anderen unholden Wesen sicher ist. Die Zauberer gehen dabei nach uralten geheimnisvollen Regeln zu Werke, und unweigerlich steht der Sark des Dahinscheidenden im Hause der im Tempel. Mit den Särgen wird ein großer Luxus getrieben, sie werden aus dem kostbarsten Holz hergestellt, und Kinder schenken dem Vater als schönste Gabe einen Sarg, damit er ein stattliches Haus für das zukünftige Leben besitze. Die Begräbnisse vollziehen sich in ganz anderen Formen als bei uns. Es geht dabei nicht ruhig und ernst zu, sondern die Trauerzüge kommen mit viel Lärm und höchst eigenartiger Musik dahergezogen, die Teilnehmer tragen helle Kleidung, und das Ganze macht einen sehr lustigen Eindruck. Die Hauptrolle spielt der Beichenschmaus, bei dem selbst arme Familien 1 bis 2 Wochen offenes Haus halten für jeden, der kommt.“

Kulturgegeschichte

Seit wann man Steinkohlen brennt. Daß ein Zimmermann den Ländern des Nordens als ein zweiter Prometheus das Feuer der Steinkohle gebracht hätte, gehört in das Reich der Fabel. Es ist historisch erwiesen, daß Kohlen als Brennmaterial zuerst in England benutzt wurden. Schon die Römer haben, als sie als Eroberer Britannien betraten, die Kohlen, die sie an den Ausstritten der Flüsse auf die Erdoberfläche fanden, gebrannt, wie durch Funde auf dem Herde eines römischen Babes bewiesen wird. Die erste Urkunde, in der die Kohle als Brennmaterial erwähnt wird, stammt aus dem 13. Jahrhundert. Im Jahre 1230 erteilte nämlich Heinrich II. den Einwohnern von Newcastle am Tyne eine Konzeption zur Ausbeutung der in der Gegend schon damals zahlreich bekannten Kohlengruben. Es dauerte indessen noch viele Jahrhunderte, bis die Kohle auch auf dem Kontinent als Brennstoff bekannt wurde. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen die Pariser, beunruhigt wegen der raschen Abnahme ihrer Holzvorräte, auf den Gedanken, sich aus England Kohlen kommen zu lassen. Die erste Ladung des neuen Brennmaterials kam im Jahre 1769 aus Newcastle in Frankreich an. Die guten Erfahrungen, die man mit dem Heizmaterial machte, trugen in der Folge hauptsächlich dazu bei, daß man den Kohlenhändler, die sich im Boden Nordfrankreichs bargen, Aufmerksamkeit zuwandte und mit deren Abbau begann. Viel früher verwandte man die Kohle in Deutschland. Hier begann die erste Benutzung der Steinkohle durch das Kloster Klosterode in der Gemeinde Kirchath schon im Jahre 1113. Und im Jahre 1420 findet sich die erste urkundliche Erwähnung der Steinkohle auch im Saargebiet.

Naturwissenschaft

Zwergwelse, die auf Pfeifen kommen. Die viel umstrittene Frage, ob die Fische hören, wird durch die Untersuchungen des bekannten Biologen von Frisch in ein neues Stadium gerückt. Aber die Albert Hafe in den „Naturwissenschaften“ berichtet. Frisch experimentierte mit Zwergwelsen und versuchte diese Fische auf Töne zu dressieren. Er stellte Versuchsbedingungen her, unter denen ein zunächst belangloser Ton für den Fisch von Bedeutung wurde. Um die optischen Reize vollständig auszuschalten, wurden von Tieren vor dem Versuche die Augen erstickt. Kurz vor jeder Fütterung der Zwergwelse wurde dann ein Pfiff in mittlerer Lage ausgestoßen.

Bereits am 6. Tage reagierte ein Tier auf diesen Schallreiz und kam aus seinem Versteck, einer Tonröhre, in der es gewöhnlich lag, hervor. Der Versuch wurde 30mal, an jedem Tag einmal, wiederholt, und jedesmal kam der Fisch hervor; das Verlassen der Röhre dauerte durchschnittlich nur 4,8 Sekunden. War der Wels auf das Pfeifen herausgekommen, so erhielt er auf einem Glaslächchen sein Futter gereicht. Nach dem 6. Dressurtage verfiel das Tier in 30 Versuchen kein einziges Mal. Ein zweiter Wels, den Frisch dann dressierte, kam erst am 25. Versuchstage auf das Pfeifen, aber von diesem Tage an stellte er sich sofort jedesmal nach dem Erlösen des Signals ein. Sicher ist also, daß die Zwergwelse auf Töne reagieren. Ob sie aber hören, ist damit noch nicht entschieden, denn die Reaktion könnte ebenso gut auf einem hochentwickelten Tastsinn wie auf echtem Gehör beruhen. Jedenfalls aber ist durch diese Dressur der Fische auf Töne die Frage nach dem Hören der Fische in eine Bahn gelenkt, die zur vollständigen Klärung führen wird.

Neues vom Blitzschlag. Man glaubte bisher allgemein, wenn ein Mensch vom Blitz getroffen werde, so wirke der elektrische Schlag in den Nervenbahnen so schnell zerstörend, daß der Tod eher erfolge, ehe der Mensch zum Bewußtsein des Ereignisses komme. Das heißt: man war überzeugt, daß der Tod durch den Blitz durchaus schmerzlos sein müsse. Das scheint aber doch nicht immer zuzutreffen. Diesen Sommer trug sich in Amerika ein Fall zu, der das Gegenteil zeigt. Die beiden Inspektoren der Universität Wisconsin, Armentrout und Mac Queen, wurden auf einem freien Platz innerhalb der Universitätsanlagen plötzlich vom Gewitter überrascht. Ein Blitz traf beide. Armentrout blieb tot. Mac Queen kam mit dem Leben davon. Aber er hatte gräßliche Schmerzen auszustehen. Da er nicht einen Augenblick das Bewußtsein verlor, konnte er genaue Angaben machen. Muskelzuckungen und Krämpfe peinigten ihn, dazu große Hitze und Druck im Kopf. Die linke Schulter konnte stundenlang nicht bewegt werden. Sie war gelähmt, und es zeigte sich eine bedeutende Brandstelle, die zu ihrer Heilung mehrere Monate braucht.

Erdkunde

Der Vesuv. Obwohl der Vesuv der nächste tätige Vulkan ist, sind wir doch über vieles, was ihn betrifft, gar nicht unterrichtet. Es scheint, daß das ganze Altertum von seiner vulkanischen Natur nichts wußte, bis im Jahre 79 der große Ausbruch erfolgte. Vielleicht ist damals auch der jetzige Vulkankegel des Vesuv erst entstanden, so daß man in älterer Zeit bloß die Somma, den alten Kraterand aus der Urzeit, gekannt hätte. Merkwürdigerweise geben die Wandgemälde in dem verschütteten Pompeji über diese Frage keine Auskunft, obwohl sie den Berg verschiedenemal darstellen. Auf dem Ausbruch von 79 folgte dann wieder eine lange Ruhezeit, bis zu dem neuen Ausbruch von 1631, der wohl noch bedeutender war als jener, wenigstens was die Menge der Lavamassen und Lavaströme betrifft. Seit jener Zeit haben wir viele Zeichnungen und Gemälde des Vesuv, aber alle sind so phantastisch gehalten, daß man auf ihre Zuverlässigkeit nicht bauen kann. Es scheint sicher, daß der Vesuvkegel damals höher war als die ihn umgebende Somma, aber die Höhe der Differenz schwankt, wenn man messen will, zwischen 150 bis 450 Metern. Allerdings mag der Ke gel auch nicht immer gleich hoch gewesen sein. So ein tätiger Vulkan ändert sein Aussehen ständig, und die aus loderer Lava bestehende Kuppe stürzt leicht ein. Auch bei den späteren Ausbrüchen, 1794, 1822, 1870, 1906 usw., hat der Vesuv Form und Höhe vielfach gewechselt. Noch 1906 war die Höhe des ganzen Berges über dem Meeresspiegel etwa 1300 Meter, aber schon 1910 ergaben neue Messungen bloß noch 1182 Meter. Zeitweise überragte der Vesuvkegel die Somma, zeitweise blieb er auch darunter.

Gesundheitspflege

Was Fingernägel erzählen. Viele ernsthafte Krankheiten sind auf unseren Fingernägeln verzeichnet. Diese merkwürdige Tatsache behandelt ein englischer Arzt und zeigt, wie man die Krankengeschichte des Menschen von den Spitzen seiner Finger ablesen kann. Hat man eine gefährliche Krankheit durchgemacht, so soll sich eine deutliche gerade Rille an allen Fingernägeln zeigen. Es dauert einige Wochen, bevor diese Zeichen sichtbar werden, weil das Wachstum des Nagels bestimmt wird durch die nicht sichtbare Wurzel. Zunächst kann man nur schwache Spuren der Rille bemerken, und es dauert mehrere Monate, bevor sie sich ganz über den Nagel ausgebreitet hat. Diese Zeichen können jahrelang bleiben, und je plötzlicher die Krankheit auftritt, je rascher und schwerer sie verläuft, desto deutlicher sind die Rillen. Wenn man sich jetzt das Armgelenk bricht, so werden die dadurch an den Fingernägeln hervorgerufenen Rillen frühestens 1925 wieder von den Nägeln verschwinden sein. In diesem Falle werden aber nur die Nägel des gebrochenen Arms beeinflusst; die andere Hand bleibt von den Zeichen unberührt. Plötzliche Erkrankungen können jedes Wachstum der Nägel verhindern, wie sie auch häufig den Haarwuchs beeinflussen. Manchmal werden die Nägel brüchig und fallen ab, so daß die Finger aussehen, wie wenn die Nägel mit der Schere ganz kurz geschnitten wären. Heftige nervöse Erscheinungen bringen tiefe Gruben in den Nägeln hervor; sie können auch Flecken verursachen. Sind die Nägel durch Krankheit abgebrochen, dann sind die neuen zunächst sehr dünn und die Fingerringe sind sehr empfindlich.